

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 45

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

4. November

□ □ Goldgelbe Aftern □ □

Don Hans Wagner.

Das ist ein Tag der letzten Blüten.
Goldgelbe Aftern, nützt die karge Zeit!
Wacht auf, ihr Schlummernden, zu spät Erglüten:
Die Nacht ist nicht weit.

Des Frühlings Kinder kleiden sich in Seide
Und warten auf des Lebens hohes Fest.
Ihr aber wählt euch Klammern zum Geschmeide
Und laßt dem Tod den Rest.

Goldgelbe Aftern, glüht an meiner Laube,
Werft euer mutig Licht zu mir herein!
Durch euer Sterben jubelt Frühlingsglaube
Und neuen Lebens Klammernschein.

Aus „Singen und Sagen“. Vergl. Buchbesprechung.

□ □ Drei Leben. □ □

Eine Novelle. Don Rudolf Trabold.

14

Es war nicht Raftenszeit, India hätte noch viele Arbeiten zu erledigen gehabt, weil aber alle andern Ferien machten, wollte auch sie ihre Ferien haben, hier in ihrer stillen Ecke, wo niemand sie stören durfte. Und es war still hier hinter dem tiefgrünen Spitzenvorhang der wilden Reben. Da ließ es sich träumen. Das war die Ecke, um die der Doktor sie beneidet hatte. Wieder stand Morner vor ihrer Seele. Heute und gestern, all diese Tage, als er nicht kam, stand er vor ihr. Seinetwillen war sie allein hier zurückgeblieben, weil sie dachte, es wäre ihm dann angenehmer, in die Villa zu kommen. Sie hatte gehofft, er würde ihr einige Ferientage ganz widmen. Nun sah sie, wie gründlich falsch sie gerechnet. Aber sie konnte diesen Mann nicht aus der Seele bannen. Warum? Sie fürchtete wohl, daß der Arzt keine innige Sympathie für sie hatte, ja, daß er vielleicht feindlich ihr gegenüberstand. Aber gerade diesen Menschen hätte sie sich zum Freunde begehrt wie noch keinen andern. Das Glück der Braut Rettens steckte auch ihre Seele an. Sie beneidete das Mädchen — wie sie es beneidete. Was nützte ihr all die fürstliche Braut, an die sie gewöhnt war von Kindheit an! Alle Menschen glaubten sie glücklich. Ach, in dieses schöne Haus, in diesen Park schloß sie ihre Sehnsucht ein. Ob ihretwillen allein je ein Mensch sie geliebt? Wirklich, sie wußte es nicht, ihre Habe blendete die Menschen alle. Längst dachte sie nicht mehr an die

Ehe, die Furcht, man möchte ihre Güter, nicht aber sie selbst freien, schreckte sie von diesem Wunsche weg. Sie hatte hier sich eingenistet, um eine mit ihrer Seele harmonische Umgebung zu haben, wie die Menschen es tun, die suchen, aus diesem Leben ein Kunstwerk zu schaffen. Nun beneidete man sie — nicht genug, man verleumdete sie noch. Warum? Weil sie noch jung war und hier denen die Tore öffnete, die auch noch jung, lebensfroh, selbst, geistvoll, schön, gut, heiter waren. — Sie hieß die hier wohnen, von denen sie glaubte, etwas lernen zu können, und denen sie dafür sich dankbar erweisen wollte. Vor bald zwei Jahren hatte sich auch ein Mann als Gast hier eingefunden, dessen genialer Geist und männliche Schönheit wirklich blendeten. Sein Troß, sein Temperament, seine zündende Sprache waren ganz dazu angetan, ein Weib zu berücken. Seine Leidenschaft schien so ursprünglicher Natur, seine naive Herzlichkeit so echt, daß sie nicht anders konnte, als den Menschen von ganzem Herzen lieben. Fast ein Jahr lang war sie berauscht gewesen von der Liebe zu diesem seltenen Menschen. Alles, was sie bis dahin in sich verborgen, um es einmal dem zu schenken, der ihr liebenswert scheinen würde, diesen unendlich reichen Schatz schenkte sie ihm mit vollen Händen. Aber je mehr sie gab, je tausendfältiger schien das zu wachsen in ihr, von dem sie verschwendete. — Ach, noch jetzt wollte sie der Taumel er-

greifen, wenn sie daran dachte. Wie hatte diese Liebe sie umgaukelt, berauscht —. Welch eine Macht ist doch die Liebe! Doch, das Bild ist nicht mehr rein in der Erinnerung. Sie wurde zu schmähtlich betrogen. Und wenn sie auch alles hätte vergessen wollen, was er ihr angetan, der Mann, den sie so geliebt. Sie hätte es nicht mehr tun können, als sie durch einen Zufall sehen mußte, daß ihr Geliebter ein genialer Verbrecher war, der allerdings einer vornehmen Familie entstammte, aber dessen Seele das Niedrigste war, was sie sich denken konnte. Mit blutigem Herzen, mit einem fürchterlichen Weh über der erlittenen Enttäuschung löste sie sich von dem Geliebten, der so meisterhaft spielte, daß sie auch im entscheidenden Moment selbst nicht mehr wußte, ob sie oder er im Wahne sei. Erst dann, als sie ihn von sich wies und ihn verklagte, als er gewaltsam bei ihr eindrang, da zeigte es sich, daß der Mensch *va banque* gespielt. Nun schreckte er vor nichts mehr zurück, um sich zu rächen. Welch elende Mittel wandte dieser Mensch an, um ihren Namen, ihr Haus, ihre Moral in den Kot zu schleifen. Und die Welt freute sich über den Skandal, hatte *India* doch genug Neider, da sie sich stets von der Gesellschaft zurückgezogen, weil diese ihr zu wichtig und zu kleinlich war. Nun glaubte die Gesellschaft diesem Elenden, den die Gerichte verurteilten.

Gerade heute mußte ihr all das Schmerzlische durch den Kopf gehen. Längst war doch diese Lebensperiode abgeschlossen, was grübelte sie noch? Heute kannte sie die Menschen besser. Daß *Morner* schlecht von ihr denke, glaubte sie nicht, wenn auch sein Benehmen ihr deutlich genug bewies, mit welcher Zurückhaltung er sich ihr genah. Sie urteilte gerecht über ihn und beschuldigte den Arzt nicht, wußte sie doch, was er seiner Stellung schuldig, um sich einen guten Namen zu bewahren. Er, als geachteter, viel gesuchter Arzt und als Frauenarzt besonders, durfte nicht ihretwillen alles aufs Spiel setzen, um eine Stunde angenehm zu verbringen. Aber es schmerzte halt doch, daß sie denken mußte, gerade dieser Mann, dem sie im Innersten sich verwandt fühlte, höre nur Nachteiliges von ihr. Wenn er es auch nicht glaubte, was er hörte, abschrecken von ihr mußte es ihn doch. Und vielleicht trug er doch selbst im reinen Herzen eine geheime Absehung gegen die, welche ihm als unrein gebrandmarkt wurde.

So marterte sie heute am Ferientage ihre Seele mit den trüben Gedanken. Und sie weinte. Noch kein Mensch hatte sie hier weinen sehen. Aber *India* weinte heute. Ueber das, was die Menschen von uns halten, ist eben doch nicht ohne weiteres hinwegzukommen, mußte sie sich sagen, wenn wir uns auch unschuldig fühlen. Umgab sie sich nicht mit einem Kreis von Menschen, die gut von ihr denken sollten, eben darum: weil es ein Unausrottbares in uns gibt, das eine gute Meinung der andern von uns verlangt! Diese Gedanken rüttelten und zehrten an ihr, sie türmten Fragen auf und verlangten Antworten, und *India* war elend und traurig. Sie sah in ihrem Zammer ein blondes, liebes Mädchen, das einen Bräutigam hatte und glücklich darüber war. — Jenen Bräutigam schätzte sie, er war einer der Seltenen, die sich lächelnd über die Gesellschaft der andern emporheben konnten. Ja, sie empfand für *Ketten* und darum auch für seine Braut die heiligste, schönste

Freundesliebe. Gleich einem Tropfen Balsam floß langsam dieses Gefühl in ihr Herz. Sie hatte es sofort empfunden, daß *Ketten* ein guter Mensch sein müsse, schon damals beim ersten Zusammentreffen. Sie glaubte *Mizzis* Worten.

„Ich hab' nix — aber er hat mich lieb!“

Ja, er hat seine *Mizzi* lieb, fragte nicht nach ihrem Geld, weiß er doch, daß sie keines hat. Er besitzt eben ein gutes Herz, *Mizzis* Schatz. Sie dachte nach, wie sich das Paar einnisten würde, was sie den Guten Schönes schenken könne. Sie wußte, daß *Ketten* in seinem Hause auch sie als Gast gern begrüßen würde, wenn er erst sein eigenes Heim hatte. Sie hoffte sich zu sonnen am Glücke des jungen Paares.

Ob auch ihr einst etwas Aehnliches erblühen würde? Sie wiegte sich nicht in falschen Hoffnungen. Sie sah es wohl, ihr war eine Ehe nicht bestimmt. Geträumt hatte ihr allerdings vor Jahren von Liebe, Ehe, Mutterglück. Aber ihre Hoffnungen, Wünsche, Träume, sie waren viel zu ideal gewesen. Sie hatte die Männer nicht gekannt, wie sie ein Mädchen kennen sollte, um nicht zu große Täuschungen an ihnen zu erleben. Jetzt verstand sie allerdings das „stärkere Geschlecht“, die Eroberer, die Besitznehmenden. Als zum ersten Male die Liebe an sie herantrat, da glaubte sie, ein Gott sei vom Olymp gestiegen, um sie zu beglücken. Kein Wie und Warum störte ihren Geist. Der Mann, der sie mit begehrenden Augen ansah, ihre Hand mit einem Griff, der den Eroberer kündete, sagte, der Mann war schön, gut, edel, weise, ein Mann, wie sie ihn erträumt hatte. Seine Worte klangen in ihrem Herzen wider, alles, was er ihr sagte, hatte sie schon irgendwo gehört, aber nicht von irdischer Stimme. Sie jauchzte, jubelte, breitete die Arme aus, um den Geliebten zu umschlingen, sie empfing seinen Kuß und glaubte vor Glück zu sterben. Sie glaubte keine Minute etwas anderes, als daß dieser herrliche Sieger sie liebe, um ihretwillen liebe, weil sie schön, jung, geistvoll sei. Ja, sie dachte nichts anderes als: er liebt mich, weil er mich lieben muß, weil auch ich ihn liebe! Himmel und Erde flossen zusammen in dieser Liebe! Keusch wie sie war, glaubte sie, müsse auch er sein. Es wäre ihr unmöglich gewesen, es nur zu denken, daß dieser Mensch voll glühender Leidenschaft mit einem andern Weibe je eine gleiche Komödie gespielt hätte . . .

Und doch war es so gewesen — und noch viel gräßlicher. Sie durfte nicht mehr daran sinnen, um nicht jetzt noch vor Ekel krank zu werden.

Nie mehr hatte sie geliebt. Wohl begehrte sie den Mann, aber sie zeigte es keinem. Die vielen Männer, mit denen sie frei verkehrt hatte, als wäre sie selbst ein Mann, sie berührten selbst ihre Hand nur selten mit den Lippen. In ihrem Hause hatte sie manchen Gast gesehen, an dessen Brust sie in sehnender Leidenschaft hätte liegen mögen — aber verborgen trug sie immer den Wunsch. Je mehr sie die Herren der Welt kennen lernte, je größer wurde das Rätsel der Seele dieses Geschlechts für sie. Es war ihr unmöglich zu begreifen, warum dieses Geschlecht ihre Schwestern lieben konnte, sie begriff nur, daß das Weib den Mann begehrte. Wie manche einsame Stunde hatte sie darüber nachgedacht: über das Rätsel der Liebe. Wie oft hatte sie nicht mit bedeutenden Männern gesprochen über

das seelische Verhältnis der beiden Geschlechter. Alle jene Männer, mit denen sie zusammengekommen, die ihr oft in den ersten Tagen und Wochen so begehrenswert vorgekommen, alle verloren für sie zuletzt jeden Reiz. Sie litt unter dieser Macht der „Erkenntnis“, die sie sich als Psychologin angeeignet und die sie drängte, die Psyche ihrer Freunde zu sezieren und zu durchforschen. Von dem wußte niemand als Graf Reisenau, ihr einstiger Vormund und väterlicher Freund, denn ihm vertraute sie sich ganz. Die Gesellschaft der Stadt ahnte nicht, wie keusch sie lebte, sie, die man als eine unmoralische Männerfängerin verschrie.

Die goldigen Lichter durchsonnten die hohen Wipfel der Bäume, welche ihre mächtigen Schatten auf die samtweiche Wiese warfen, die sich zum Seelein hinunterzog. Lydia, die mit ihren eiligen Gedanken ernste Zwiesprache hielt, war aufgestanden vom Diwan, wo sie lag, und schaute von der Brüstung der Loggia hinunter in den herrlichen Park. Sie dachte an jenen Abend, da Morner hier stand, zuerst entzückt, dann düster blickend. Seine Worte hatten ihr damals tief ins Herz geschnitten. Daß er sie beneidete, das fühlte sie in jener Stunde nur zu gut. Ach, sie beneidete ihn noch mehr, ohne es ihm zu sagen, kam er ihr doch vor wie ein Auserwählter. An jenem Abend, trotzdem er so anklagend ihr gegenüberstand, trat die Liebe zu ihm wie eine mächtige Göttin an sie heran, verhieß ihr alle Wonnen der Erde und ließ sie dann allein mit dem Bilde, das ihr zum Ideal geworden. Seit jenem Abend litt sie. Nur zu gut empfand sie es, daß dieser Mann nie das für sie werde fühlen können, was sie so tief für ihn empfand. Und dennoch wollte sie diese Gedanken nicht aufkommen lassen, nur um eine Hoffnung, wenn auch eine trügerische, zu nähren. Hatte er ihr an jenem Abend nicht die Hand innig geküßt? Vielleicht deuchte sie es nur, weil sie durch Raubers Musif



Alfred Marxer, Kilchberg Heimatsucher. Aus dem Turnus 1916. Angekauft vom Kunstverein St. Gallen.

Auf schlechten Wegen in endlos weiter Ebene schreitet der Wagenzug der Heimatsucher. Es mag irgendwo im dunklen Rußland sein. Wie viele Hunderttausende sind so gewandert in diesen traurig schrecklichen Kriegsjahren. Und wie viel Not und Elend und Verzweiflung sahen diese endlosen Wanderstraßen! Mit feiner Kunst hat der Maler ein Stück Zeitgeschichte dargestellt.

so weit über die Wirklichkeit hinweggeführt wurde. Sein Handkuß hatte ihr anderes, etwas Süßes, Traumvolles, gekündet. — —

Lydia fieberte, sie hielt die Stille nicht mehr aus. Sie eilte von dem Orte fort, wo zu heftig die Gedanken auf sie einströmten, die Treppe hinunter in den Garten, zwischen die rankenden Rosen lief sie planlos, aufgeregt, immer nur an ihn denkend. Sie entfloß der Liebe nicht. Sie konnte der mächtigen Göttin die Pforten des Herzens nicht länger verschließen — heimlich schlich sie sich ein, herrlich, und nahm Besitz von ihrem Herzen, das eine Welt voll wogender Gedanken, Bilder, Freuden und Schmerzen in sich trug.

(Fortsetzung folgt.)

Die schweizerische Liebestätigkeit im Weltkriege.

Ob sich die Eidgenossen in diesen schweren Zeiten in Haß und Bosheit trennen, nicht nur politisch, sondern auch in Beziehung zu den ihnen sympathischen kriegführenden Völkern, ob sie sich auch beschimpfen und einander mißtrauen, in einem sind sie doch alle einig: da zu helfen, wo der Krieg Linderung und Menschlichkeit noch zuläßt. Was die Schweiz während der zwei letzten Jahre trotz ihrer eingengten Handlungsfähigkeit alles leistete, ist bemerkenswert und wird von der ganzen Welt anerkannt.

Heimschaffung der Italiener.

Die schweizerische Liebestätigkeit nahm ihren Anfang mit der Hilfeleistung an die massenhaft in ihre Heimat zurückkehrenden, meist mittellosten Italiener. In den Brenn-

punkten des schweizerischen Transitverkehrs in Basel, Zürich, Boncourt, Romanshorn, Buchs und Chiasso wird man sich noch lange des plötzlich brotlos gewordenen Arbeitervolkes erinnern, das hungrig, elend und oft auch drohend durch die Straßen zog. Niemand wird die freudigen „Evviva la Svizzera“ vergessen, wenn die mit Nahrung und Kleidung so gut als möglich versehenen Unglücklichen die gastliche Schweiz verließen. Manch ein Bambino, das den Zug des Elends mitmachte, wird später einmal erzählen, wie ein graubärtiger schweizerischer Landsturmsoldat es auf der Straße aufgehoben habe, als es von Müdigkeit und Hunger erschöpft niedersank, und wie es aus der Feldflasche und dem Brotlade gelabt wurde. Während jenseits der Grenzen der erste Kriegslärm Ohren und Sinne betäubte, spielten